



I. Freud und seine Epoche

1. Der Epochenkontext

1.1 Politik und Gesellschaft in Freuds Wien (1860–1938)

Das Habsburgerreich um 1860

Das habsburgische Österreich, obwohl territorial weit in den Osten und Südosten Europas ausgreifend, war über Jahrhunderte hinweg politisch und kulturell eng mit dem Schicksal des Deutschen Reiches verbunden. Erst im 19. Jh., zunächst unter den militärischen und politischen Schlägen Napoleons, dann im Zuge der sich anbahnenden »kleindeutschen« Lösung, die in der Niederlage Habsburgs im preußisch-österreichischen Waffengang von 1866 (Königgrätz) gipfelte, kam es zur endgültigen Trennung von Deutschland und Österreich. Fortan gingen die beiden zentraleuropäischen Mächte ihre eigenen Wege, wenn auch zumindest bündnispolitisch bald wieder geeint. In kultureller und politischer Hinsicht blieb die Habsburgermonarchie mit ihren deutschsprachigen Eliten ohnehin weiter stark deutschorientiert.

Nach den europäischen Revolutionen von 1848/49, die auch das multinationale Reich in seinen Grundfesten erschüttert hatte, war das Habsburger Regime unter Kaiser Franz Joseph I. (1848–1916) zunächst bemüht, die alten vorrevolutionären Verhältnisse zu restaurieren, indem eine föderative Gliederung des Vielvölkerstaats widerrufen, die Landtage aufgelöst und die ungarische Verfassung außer Kraft gesetzt wurden. Absolutismus und Zentralisierung, mittels eines ausgeklügelten bürokratischen Apparats – von Robert Musil in seinem epochalen Romanwerk *Der Mann ohne Eigenschaften* satirisch unter die Lupe genommen – exekutiert und von Armee und Geheimpolizei unterstützt, avancierten zu Leitmaximen des politischen Systems. Erst nach 1859, unter dem Eindruck der militärischen Schlappe in Italien und des damit einhergehenden Ansehensverlusts der Monarchie bei der Bevölkerung, bequemte sich das Regime widerstreitend zu gewissen innenpolitischen Reformmaßnahmen, die insgesamt freilich inkonsequent

und widersprüchlich ausfielen, besonders im Hinblick auf die Wünsche der unterworfenen Nationalitäten. So wurde 1861 zwar ein Zweikammer-Parlament für die gesamte Monarchie eingerichtet, zugleich aber durch das Wahlverfahren dafür gesorgt, daß die deutschen Vertreter stets die Mehrheit hatten.

Die Niederlage im Krieg mit Preußen, die Habsburg seiner europäischen Großmachtstellung zu berauben drohte, führte zu einem Kompromiß vor allem mit den Ungarn, die sich seit langem heftig gegen die politische und kulturelle Hegemonie der Deutschen sträubten. Die Errichtung der Doppelmonarchie im Jahre 1867 gewährte Ungarn weitgehende Zugeständnisse und innenpolitische Autonomie, während außen-, militär- und finanzpolitisch die beiden Reichsteile weiterhin gemeinsam regiert wurden. Der Kaiser von Österreich war zugleich König von Ungarn. Dieser Kompromiß sicherte einerseits den Fortbestand und die europäische Machtstellung der Habsburgermonarchie, sorgte aber andererseits auch dafür, daß das politische Arrangement zwischen der deutschen Minderheit in der westlichen und der ungarischen Minderheit in der östlichen Reichshälfte auf Kosten von Polen, Tschechen, Slowaken, Kroaten, Serben und Rumänen ging, die weiterhin in der Position unterdrückter Völker verharrten. Die Nationalitätenfrage blieb fortan stets virulent und wurde erst gelöst, als der alte Vielvölkerstaat 1918/19 aufhörte zu existieren.

Nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich war das Habsburgerreich um die Mitte des 19. Jh.s, jedenfalls im Vergleich zur westeuropäischen Entwicklung, zurückgeblieben. Das hatte sich nicht zuletzt daran dramatisch gezeigt, daß im preußisch-österreichischen Konflikt von 1866 die österreichische Armeeführung aufgrund des mangelhaft ausgebauten Eisenbahnnetzes nicht in der Lage war, die benötigten Truppen von der italienischen Front rechtzeitig an den böhmischen Kriegsschauplatz zu verlegen (Craig 1974/1981, 176) – Indikator dafür, daß Österreich noch längst nicht den Anschluß an

die industrielle Dynamik der Moderne gefunden hatte. Daran trug zum einen die deutsche Führungs-elite schuld, der die Historiker Indolenz, fehlendes Verantwortungsbewußtsein und zum Teil auch Unfähigkeit vorgeworfen haben. Das Problem lag aber auch beim Kaiser selbst, der das Zentrum der politischen Macht bildete, diese freilich nie wirklich konsequent einsetzte. Der Schriftsteller Karl Kraus charakterisierte Franz Joseph als eine »Unpersönlichkeit«, die gleichwohl allen Institutionen ihren Stempel aufdrückte: »Ein Dämon der Mittelmäßigkeit hatte unser Schicksal beschlossen« (zit. nach ebd., 294). Dem Dämon österreichischer Mittelmäßigkeit und Schwerfälligkeit insgesamt verlieh Musil den schönen Namen »Kakanien« (Musil 1952, 31 ff.).

Ein liberaler Aufschwung

In dieser Situation relativer Stagnation erhielten jene gesellschaftlichen Kräfte Auftrieb, die ein elementares Interesse an konstitutionellen Reformen und Liberalisierung der Verhältnisse hatten. Vor allem das aufstrebende Bürgertum – Industrielle, Kaufleute, Akademiker – wandte sich gegen den vorherrschenden Klerikalismus und die Privilegien des Adels, indem es im Interesse des kommerziellen Fortschritts und geistiger Freiheit energisch auf Reformen drängte. So kam es zu Beginn der 1860er Jahre, just zu dem Zeitpunkt, als sich die Familie Freuds in der Wiener Leopoldstadt niederließ, zu einer Reihe von Erlässen und gesetzgeberischen Maßnahmen, die den Immobilismus des Systems ins Wanken brachten. Die liberale Partei, um deren parlamentarische Unterstützung sich der Kaiser aus Gründen politischer Zweckdienlichkeit hinfert bemühte, erreichte beeindruckende Erfolge: Liberalisierung der Pressegesetze, Verbesserungen im Rechtsprechungsverfahren, Aufhebung von Gesetzen zur Einschränkung der Rechte von Juden sowie Militärreformen und Maßnahmen zur Förderung des ökonomischen Wachstums. Außerdem entzog man die Schulen der kirchlichen Bevormundung, der Religionsunterricht wurde freiwillig und die Zivilehe staatlich anerkannt.

Nicht zuletzt für die große jüdische Minderheit des Kaiserreichs bedeuteten diese Veränderungen, die ihr die volle bürgerliche Gleichberechtigung einbrachte, eine schlagartige Verbesserung ihrer Lage. Folgt man dem interessanten Hinweis Hannah Arendts (1951/1993, 89 f.), daß die Juden das eigentliche »Staatsvolk« der Donaumonarchie darstellten, da sie weder eine eigene Klasse bildeten wie etwa Adel, Bourgeoisie oder Arbeiterschaft noch eine eigene Nationalität wie etwa Deutsche, Tschechen, Polen oder Ukrainer,

die jeweils auf ihre partikularen Interessen pochten, sondern daß sie gewissermaßen unmittelbar zum staatlichen Machtzentrum standen, dann wird ihre singuläre oder »anomale« Stellung besonders deutlich: »Die Anomalie des jüdischen Verhältnisses zum Staat lag in der Tatsache, daß hier ein Volk in eine politische Rolle gedrängt wurde, das selbst keine politische Repräsentanz hatte« (ebd., 58). Freilich hatten sie als Juden gerade dadurch am meisten zu gewinnen. Denn ihre bürgerliche Existenz hing nicht von der Teilhabe an einer sozialen Klasse oder nationalen Gemeinschaft ab, sondern allein vom Maß der Freiheit und Freizügigkeit, die ein liberaler Staat garantierte. »Der Kaiser und das liberale System boten den Juden einen Status, ohne eine Nationalität zu fordern; sie wurden zum übernationalen Volk des Vielvölkerstaates und in der Tat zu dem Volk, das in die Fußstapfen der früheren Aristokratie trat. Ihr Glück stand und fiel mit dem des liberalen kosmopolitischen Staates« (Schorske 1980/1982, 123).

In der *Traumdeutung* hat Freud eine Episode aus seiner Jugendzeit erzählt, die in der Freud-Literatur immer wieder beispielhaft angeführt wird, weil sie ein Schlaglicht auf die veränderte Situation wirft, die sich für die Juden in den 1860er und 70er Jahren eröffnet hatte. Sein Vater Jacob pflegte den Jungen auf seinen Spaziergängen durch die Straßen Wiens mitzunehmen und ihm die Dinge der Welt zu erklären. Bei einer dieser Gelegenheiten erläuterte ihm Jacob, wie grundlegend sich die Verhältnisse zum Besseren für die Juden in Österreich gewandelt hatten: »Als ich ein junger Mensch war, bin ich in deinem Geburtsort am Samstag in der Straße spazieren gegangen, schön gekleidet, mit einer neuen Pelzmütze auf dem Kopf. Da kommt ein Christ daher, haut mir mit einem Schlag die Mütze in den Kot und ruft dabei: Jud, herunter vom Trottoir! ›Und was hast du getan? Ich bin auf den Fahrweg gegangen und habe die Mütze aufgehoben, war die gelassene Antwort« (GW II/III, 203). Zwar war der Sohn nicht begeistert über die passiv-unterwürfige Reaktion des Vaters, aber die Geschichte illustrierte ihm doch sehr plastisch, wie sehr sich die Zeiten seitdem geändert hatten.

Der Sieg des Liberalismus in der Doppelmonarchie brachte also zumal der jüdischen Bevölkerung handfeste Vorteile, was sich nicht zuletzt darin zeigte, daß einige Juden zu Kabinettsmitgliedern im sog. Bürgerministerium aufstiegen. Karrieren wurden möglich, die man sich vor kurzem noch nicht hatte vorstellen können – im Wirtschaftsleben, im akademischen und wissenschaftlichen Feld, in der Politik. Noch Jahrzehnte später beschwore Freud jene Zeit als eine Ära,

in welcher »jeder fleißige Judenknabe [...] das Minsterportefeuille in seiner Schultasche« trug (ebd., 199). Daß Freud selber sich um die Zeit seines Abiturs mit dem Gedanken trug, Jura zu studieren und eine politische Laufbahn einzuschlagen, ist verbürgt (ebd.; Jones I, 48; Gay, 34). Wie so viele andere Juden seiner Generation blieb Freud Zeit seines Lebens ein eingefleischter Liberaler, einfach deshalb, weil das Bündnis mit dem politischen Liberalismus das Selbstverständliche und Naheliegende war.

Die Krise des Liberalismus

Aber schon in den 1870er Jahren begann sich der Horizont einzutrüben. Der Börsenkrach des Jahres 1873, der nicht nur zum Bankrott großer Firmen und Banken führte, sondern auch zum Ruin von kleinen Geschäftsleuten, Handwerkern und Sparern, offenbarte, wie dünn die zivilisierte Decke war, die den traditionellen Antisemitismus der österreichischen Gesellschaft in den zurückliegenden Jahren eingedämmt hatte. Obwohl natürlich jüdische Geschäftsleute, Bankiers und Kleinsparer vom »Großen Krach« ebenso betroffen waren wie alle anderen auch, entluden sich in der Öffentlichkeit heftige antisemitische Exzesse, indem man »die Juden« zum Sündenbock stempelte. Im Grunde waren es die typischen Begleiterscheinungen einer überstürzten Industrialisierung und Kommerzialisierung, die mit dem Liberalismus in der k.u.k. Monarchie, wenn auch verspätet, Einzug gehalten hatten, die zu vorhersehbaren Verwerfungen führten: eine »New Economy« gewissermaßen, deren überhitztes Wachstum zu sogenannten Spekulationsgewinnen einerseits und zu ebensolchen Verlusten andererseits führte; ein im Entstehen begriffenes Industrieproletariat, das sich erst seine politische Form suchen mußte; dazu die weiterhin schwelende Nationalitätenfrage, durch die alle Errungenschaften und Kompromisse immer wieder infrage gestellt wurden. In der Krise von 1873 waren es also die Juden, die für das wirtschaftliche Desaster herhalten mußten.

Wien war in jenen Jahren eine Stadt, die sich in rapidem Tempo zur Großstadt und Metropole entwickelte. Als Freud sein Medizinstudium abschloß, hatte Wien mehr als 700.000 Einwohner, davon viele, nicht zuletzt Juden, die erst in den zurückliegenden Jahren aus den entfernten östlichen Reichsteilen zugewandert waren. 1857, als Freud ein Jahr alt war, gab es laut einer Volkszählung gerade einmal gut 6000 Juden in Wien, was etwa zwei Prozent der Bevölkerung entsprach. Nur zehn Jahre später, infolge der günstigen politischen Bedingungen und der ver-

besserten wirtschaftlichen Chancen, lebten bereits 40.000 Juden in der Kapitale mit einem Anteil von sechs Prozent an der Gesamteinwohnerschaft. 1880, als ihre Zahl auf über 72.000 gestiegen war, war jeder zehnte Einwohner von Wien Jude (Gay, 30; Hamann 1996/2004, 468).

Wenn schon gebildete Zeitgenossen wie der Schweizer Gelehrte Jacob Burckhardt das Zentrum der k.u.k. Monarchie als »verjudet« bezeichneten, verwundert es nicht, daß die *vox populi* dies nicht viel anders artikulierte. Für nicht wenige eingesessene deutsche Wiener war die massive »jüdische Invasion«, wie es im antisemitischen Jargon hieß, schwer erträglich. Das betraf zum einen die erkennbare äußere Andersartigkeit von Menschen, die, oft ärmlicher Herkunft, aus den peripheren östlichen Zonen des Habsburgerreiches, vor allem aus Galizien, zugewandert waren und ihre eigenen Gewohnheiten mitgebracht hatten. Peter Gay deutet an, daß auch der junge Freud, selber Sohn jüdischer Zuwanderer aus Mähren, die Neigung hatte, Ressentiments gegen die Eigenart der Ostjuden zu entwickeln (Gay, 29). Zum andern war auf Dauer nicht zu übersehen, daß viele jüdische Neubürger Wiens, fleißig, intelligent und ehrgeizig, wie sie waren, zunehmend einflußreiche gesellschaftliche Positionen gewannen und besetzten. Nicht wenige jüdische Industrielle, Bankiers und Kaufleute brachten es zu viel Geld und Einfluß. Jüdische Akademiker waren in bestimmten Berufsgruppen überproportional vertreten – man schätzt, daß in den 1880er Jahren mindestens die Hälfte aller Wiener Rechtsanwälte, Ärzte und Journalisten Juden waren.

Vor allem im kulturellen Leben der Stadt war die jüdische Dominanz eindrucksvoll. Verlagswesen und Zeitschriftenredaktionen, Musik und Theater, Literatur und bildende Kunst, Philosophie und Wissenschaft waren fast Synonyme für jüdische Geistigkeit und intellektuelle Begabung (Beller 1989/1993, 46 ff.). Namen wie Karl Kraus, Peter Altenberg, Arthur Schnitzler, Jakob Wassermann, Hugo Bettauer, Otto Weininger, Hans Kelsen, Otto Neurath und Gustav Mahler stehen für das enorme Potential an Bildung und Brillanz, über das die jüdische Population verfügte. Die Juden waren gewissermaßen die »Protestanten« Wiens (ebd., 264), insofern sie in einer eher statischen katholischen Umgebung jenes bewegliche Ferment bildeten, das Urbanität, Weltoffenheit und Geschäftssinn verkörperte (Wassermann 1921/2005, 107). Und obwohl sich viele Juden Wiens, eng dem politischen Liberalismus verbunden und um Assimilation an die Normen der nichtjüdischen Mehrheit bemühten – aus Karrieregründen konvertierten manche zum Katholizismus (ebd., 19) –, nah-

men antisemitische Einstellungen im Laufe der Zeit wieder deutlich zu. Gordon Craig datiert das Ende der liberalen, relativ jüdenfreundlichen Ära in Österreich und damit das Wiedererstarken antisemitischer Strömungen auf das Jahr 1879 (Craig 1974/1981, 296). Für die Feinde der Juden waren Liberalismus und Judentum ein und dasselbe. Und da alle Nationalitäten Österreich-Ungarns, selbst viele Deutsche, die sich politisch am Deutschen Reich orientierten, antihabsburgisch eingestellt waren, waren sie zugleich auch alle antisemitisch eingestellt. Es sei daran erinnert, daß in ebendiesem Jahr antiliberal und nationalistisch eingestellte Figuren wie der protestantische Hofprediger Adolf Stoecker und der Historiker Heinrich von Treitschke (»Die Juden sind unser Unglück!«) in Deutschland eine heftige antisemitische Kampagne ins Rollen gebracht hatten (vgl. Craig 1978/1983, 146f.; Winkler 2000, 228ff.; Bergmann 2002, 40ff.). Alles in allem, so Freuds Biograph Peter Gay, handelte es sich bei der kurzen liberalen Ära bloß um »ein nervöses Zwischenspiel zwischen dem alten Antisemitismus und dem neuen« (Gay, 30) oder, anders ausgedrückt, für die Juden Österreich-Ungarns um die »wohl glücklichste Phase ihrer Geschichte« (Hamann 1996/2004, 468).

Populistischer Antisemitismus

Die wiederaufgelebte Feindschaft gegen die österreichischen Juden organisierte sich um zwei Zentren oder Bewegungen. Sie scharte sich einmal um Georg von Schönerer (1842–1921), der für eine stramm deutsch-nationale Linie stand und die neue antijüdische Stimmung – einen lärmenden, zu Krawallen neigenden Antisemitismus – in der Öffentlichkeit salonfähig machte. Nach dem Urteil Carl Schorskes war Schönerer »der mächtigste und konsequenste Antisemit« Österreichs (Schorske 1980/1982, 123), der vorzugsweise im Trüben fischte, dort, wo sich Benachteiligte und Deklassierte aller Art fanden. Auf Dauer einflußreicher und wirkungsmächtiger als Schönerer war freilich Karl Lueger (1844–1910), der aus kleinen Verhältnissen stammte und sich seit den 1870er Jahren in die Wiener Lokalpolitik einmischte. Ursprünglich ein Liberaler, der gegen die preußisch-kleindeutsche Lösung opponiert hatte, entwickelte sich Lueger im Laufe der Zeit zu einem antiliberalen Politiker, der die sozialen Interessen der Unterschichten und des Kleinbürgertums vertrat und sich den Demokraten zurechnete. Ende der 1880er Jahre schließlich, mit der Gründung der Christlich-Sozialen Partei, schuf sich Lueger jenes politische Instrument, das es ihm erlaubte, so heterogene Elemente

wie Demokratie, soziale Reformen, Antisemitismus und Katholizismus zu verschmelzen. In diesem neuartigen politischen Katholizismus fanden die soziale Unzufriedenheit der ›kleinen Leute‹, der Protest gegen das liberale *Laissez-faire* und die soziale Gleichgültigkeit des modernen Kapitalismus sowie der schwelende Antisemitismus Unterschlupf, so daß Lueger Mitte der 1890er Jahre zum einflußreichsten Politiker der österreichischen Kapitale avancierte. 1895 erzielte er bei der Bürgermeisterwahl die Mehrheit der Stimmen – was Freud in einem Brief an Wilhelm Fließ mit dem Hinweis kommentierte, sein eigner Wohnbezirk sei, gegen den allgemeinen Trend, liberal geblieben (F, 144). Auf Druck der Liberalen und Konservativen weigerte sich aber der Kaiser zunächst, Lueger zum Wiener Bürgermeister zu ernennen. Dies war, wie Schorske schreibt, der ›letzte Posten‹ des Liberalismus (Schorske 1980/1982, 136). Zwei Jahre später sah sich Franz Joseph gezwungen, sein Veto aufzuheben, so daß Lueger triumphal sein Amt antreten konnte. Vielleicht ist es mehr als nur Zufall, daß Freud im selben Jahr 1897, als der antisemitische Agitator ins Wiener Rathaus einzog, der jüdischen Loge *B'nai B'rith* beitrat – ein Zeichen dafür, daß Freud nicht gewillt war, in unruhigen Zeiten seine Zugehörigkeit zum Judentum zu verleugnen. Es bleibt noch hinzuzufügen, daß sowohl Georg von Schönerer als auch Karl Lueger, gewissermaßen die Virtuosen eines neuen antisemitischen Stils, der nicht mehr primär religiös, sondern rassistisch begründet war, Modell für Adolf Hitler standen (zu Schönerer und Lueger ausführlich Schorske 1980/1982, 115ff., 126ff.; Hamann 1996/2004, 337ff., 393ff.).

Die katastrophale politische Niederlage des Liberalismus zwang das Judentum des Habsburgerreiches zu der bitteren Erkenntnis, daß trotz aller Assimilierungsanstrengungen der Versuch, zumindest vorläufig, gescheitert war, zu vollwertigen und gleichberechtigten Bürgern der Monarchie aufzusteigen. Freud selber mußte die Erfahrung machen, daß seine anhaltenden Bemühungen, als außerordentlicher Professor an die medizinische Fakultät der Wiener Universität berufen zu werden, immer wieder hintertrieben wurden (Eissler 1966). Erst im März 1902 – nach siebzehn Jahren des Wartens, während acht Jahre das Übliche waren – wurde er zum Titular-Extraordinarius ernannt, und das auch nur aufgrund von ›Beziehungen‹ (Schorske 1980/1982, 190; Charle 1997, 152): »So beschloß ich denn, mit der strengen Tugend zu brechen und zweckmäßige Schritte zu tun, wie andere Menschenkinder auch. Von etwas muß man sein Heil erwarten können und wählte den

Titel zum Heiland. [...] Ich habe gelernt, daß diese alte Welt von der Autorität regiert wird wie die neue vom Dollar. Ich habe meine erste Verbeugung vor der Autorität gemacht, darf also hoffen, belohnt zu werden« (F, 501, 503). Allgemein gilt, daß in den Krisenjahren um 1897 Karrieren und akademische Beförderungen von Juden schwieriger wurden. So berichtet Freud in der *Traumdeutung* in ironischem Ton von der Auskunft, die einem jüdischen Kollegen, ebenfalls auf eine Beförderung wartend, von einem höheren k.u.k. Beamten erteilt wurde: »daß allerdings – bei der gegenwärtigen Strömung – Se. Exzellenz vorläufig nicht in der Lage sei usw. [...] konfessionelle Rücksichten [...]« (GW II/III, 142). Es ist naheliegend, daß für Freud Karl Lueger zum bestgehaßten Gegner wurde, während er etwa für den Schriftsteller Emile Zola, der um dieselbe Zeit in Frankreich für den verfemten jüdischen Hauptmann Alfred Dreyfus stritt, die tiefsten politischen Sympathien entwickelte, aber auch für den ›semitischen‹ karthagischen Feldherrn Hannibal, der einst gegen Rom – welches Freud wiederum mit dem antisemitischen Katholizismus identifizierte – zu Felde gezogen war. Allerdings reagierte Freud in seiner Enttäuschung über das Scheitern des Liberalismus im ganzen eher unpolitisch auf die Verschlechterung des allgemeinen politischen Klimas, indem er den Kampf der äußeren Mächte gewissermaßen ins Innere des Menschen, in seine Psyche, verlegte und so eine »Politik der Seele« begründete (vgl. dazu ausführlich Schorske 1980/1982, 169 ff.).

Aber es gab auch ganz andere Reaktionen auf den anschwellenden Bocksgesang des Antisemitismus und auf die sich verschärfende Diskriminierung der Juden. Theodor Herzl (1860–1904), aus einer wohlhabenden jüdischen Familie Budapests stammend, religiös aufgeklärt, politisch liberal und kulturell deutsch, hatte in den 1890er Jahren als Pariser Korrespondent der *Neuen Freien Presse* die Erfahrung machen müssen, daß auch im Land der Aufklärung und der Revolution der Liberalismus im Bedrängnis geraten war. Das Frankreich der Dritten Republik war zerrissen von proletarischen Massenaufmärschen, staatlicher Korruption und antisemitischen Explosio-nen, die Herzls frankophile Haltung schwer erschütterten. Am Ende, nicht zuletzt unter dem Eindruck der Verurteilung von Dreyfus im Dezember 1894, kam er zu dem Schluß, daß die Toleranzbereitschaft der Nichtjuden höchst begrenzt und daß es sinnlos sei, durch Assimilation eine Versöhnung von Juden und Nichtjuden herbeiführen zu wollen. Als im Mai 1895 im französischen Parlament über die künftige Verhinderung einer jüdischen »Infiltration« debat-

tiert wurde und nur wenige Tage später Karl Lueger zum ersten Mal die Mehrheit im Wiener Gemeinderat errang, war für Herzl der Rubikon überschritten. Nach dem Besuch einer »Tannhäuser«-Aufführung, die ihn wie elektrisiert zurückließ (Schorske 1980/1982, 153 f.; Janik/Toulmin 1972/1998, 73), skizzierte er erstmals seinen Traum von der jüdischen Auswanderung aus Europa. Herzls zionistisches Projekt – die Gründung eines eigenen jüdischen Staates in Palästina –, zusammengefaßt in seiner Schrift *Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage* (1896/2004), war die entschiedenste Antwort auf die Herausforderung, die der Antisemitismus für die Juden in Österreich ebenso wie in anderen europäischen Ländern darstellte (vgl. Wassermann 1921/2005, 109 ff.). Es berührt noch heute eigenartig, daß in derselben Stadt, in der der radikalste jüdische Freiheits- und Emanzipationstraum geträumt wurde, auch die Idee der nationalsozialistischen »Endlösung« ihren Ursprung hat (Janik/Toulmin 1972/1998, 70) – Wien war eben nicht nur Herzls, Freuds und Wittgensteins, sondern auch Hitlers Wien (Hamann 1996/2004). Herzls Lösungsvorschlag scheint für Freud im übrigen wenig Anziehungskraft gehabt zu haben.

Kakanien im Abendlicht

Um die Jahrhundertwende präsentierte sich die Doppelmonarchie als ein Koloß auf tönernen Füßen. In Wien herrschte trotz des Anscheins einer gewissen Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit so etwas wie permanente Untergangsstimmung, der »schale Geschmack von Niedergang« (Timms 1995/1996, 14), denn viele Zeitgenossen wußten oder ahnten zumindest, daß die Zukunft nichts Gutes bringen werde. Während die europäischen Großmächte, allen voran Deutschland, in einen hektischen Konkurrenzkampf um Kolonien, Einflußsphären und Schlachtfotten eingetreten waren und so die Dynamik eines neuen Zeitalters verkörperten, machte man in Wien weiter wie bisher. »Das Fortwursteln war zum politischen Prinzip der Habsburgermonarchie geworden« (Scheuch 2000, 8). Das Land war durch seine unge lösten Nationalitätenprobleme, d.h. durch die von Tschechen, Polen, Ukrainern, Rumänen und Kroaten ausgelösten Zentrifugalkräfte, die auch durch die über allen stehende Person des Kaisers nicht in Schach gehalten werden konnten, gelähmt und in seiner wirtschaftlichen Entwicklung nachhaltig gebremst. Im Vergleich zu Deutschland, Frankreich und Großbritannien hinkte der Vielvölkerstaat in fast allen Belangen hinterher – vor allem industriell und

militärisch. Obwohl Österreich-Ungarn nach Rußland flächenmäßig das zweitgrößte Land Europas war und mit knapp fünfzig Millionen Einwohnern noch vor Frankreich und England den dritten Platz einnahm, steuerte es im Jahr 1900 nur 4.7 Prozent der Weltindustrieproduktion bei (Neitzel 2002, 49). Zwar gab es einige prosperierende Industrieregionen, in erster Linie Niederösterreich und Böhmen; zugleich aber verharrte das Land im Status eines Agrarstaates mit vollkommen zurückgebliebenen Gebieten. Wirtschafts- und finanzpolitisch war die Monarchie praktisch reform- und bewegungsunfähig, das Riesenreich trat gleichsam auf der Stelle: »[E]s war der Staat, der sich selbst irgendwie nur noch mitmachte, man war negativ frei darin, ständig im Gefühl der unzureichenden Gründe der eigenen Existenz«, wie Musil die Lage kommentierte (Musil 1952, 35).

Diese Misere machte sich auch außenpolitisch insofern geltend, als es dem Kaiserreich nicht gelang, seine traditionell auf den Balkan ausgerichtete Politik in Stabilität und dauerhafte Erfolge umzusetzen. Seit dem Berliner Kongreß 1878 hatte Österreich Bosnien und die Herzegowina okkupiert und seiner Kontrolle unterworfen, wenngleich diese Provinzen formell nach wie vor Teil des Osmanischen Reiches waren. Als man im Herbst 1908 daranging, Bosnien auch formell zu annexieren, löste dies nicht nur im benachbarten Serbien, sondern auch bei den Großmächten Rußland, England und Frankreich Besorgnis und Proteste aus. Letztlich führte die Politik der Doppelmonarchie dazu, daß an ihrer Südflanke ein großserbischer Nationalismus erstarkte und der slawische Irredentismus Auftrieb erfuhr, die beide für permanente Unruhe sorgten.

Gleichwohl gilt die Zeit zwischen 1900 und 1914, die das »lange« 19. Jh. abschloß, als eine Ära des Glanzes und der Saturiertheit. Das Wien der Belle Epoque war, in seiner Symbiose von deutscher und jüdischer Kultur, ohne Zweifel eine führende Metropole der Alten Welt, ein geistiges Zentrum von bedeutender Ausstrahlung. Ob freilich das Urteil Hannah Arendts zutrifft, die antisemitische Agitation, die in den 1880er und 90er Jahren durch Schönerer und Lueger so heftig angeheizt worden war, habe nach der Jahrhundertwende allmählich nachgelassen (Arendt 1951/1993, 88), kann bezweifelt werden. Brigitte Hamann zeichnet ein anderes Bild – nämlich das einer Stadt, in der die antisemitischen Obsessionen stets virulent blieben und zusätzlich dadurch Nahrung erhielten, daß man Juden, russische Revolutionäre und Sozialdemokraten kurzerhand in einen Topf warf (Hamann 1996/2004, 488 ff.). Der scheinbare Glanz

der Vorkriegsjahre wurde auch dadurch beeinträchtigt, daß im Gefolge von linken Massendemonstrationen im Dezember 1906 das allgemeine Wahlrecht (für Männer, für Frauen erst 1919) konzidiert werden mußte, was bei den Parlamentswahlen von 1907 dazu führte, daß Sozialdemokraten und Christsoziale zu den stärksten politischen Kräften aufstiegen. Beide Parteien, als moderne Massenparteien organisiert, waren proburgisch und gegen eine engere Bindung an das Deutsche Reich, wie sie von den Deutschnationalen angestrebt wurde. Beide überlebten auch den Sturz der Monarchie und avancierten zwischen den Kriegen zu den größten und einflußreichsten politischen Parteien (Arendt 1951/1993, 92). Bei den Wahlen von 1911 mußten Sozialdemokraten und Christsoziale freilich Verluste zugunsten der nationalistischen Strömungen hinnehmen, weil in der Zwischenzeit die sozialen Gegensätze erneut von nationalen Spannungen überdeckt worden waren.

Österreich im Krieg

Das Attentat von Sarajewo am 28. Juni 1914 beendete mit einem Schlag den trügerischen Stillstand, in dem die Monarchie so lange verharrt hatte. Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Frau durch den Studenten Gavrilo Princip, hinter der man serbische Drahtzieher vermutete, gab nunmehr all jenen Kräften in Wien Auftrieb, die der Politik des ewigen »Fortwurstelns« überdrüssig waren und jetzt für ein hartes Durchgreifen plädierten, indem man eine »Züchtigung« Serbiens verlangte wie etwa der österreichische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf: »Nur eine aggressive Politik mit politischem Ziel vermag vor dem Untergang zu bewahren und Erfolg zu erzielen« (zit. nach Scheuch 2000, 30). Nachdem sich Wien einer Blankovollmacht Berlins, seines engsten Verbündeten, versichert hatte, die einen möglichen österreichischen Waffengang gegen Serbien einschloß (Winkler 2000, 330; Neitzel 2002, 168 f.), erging am 23. Juli ein hart formuliertes, auf Unannehmbarkeit hin angelegtes Ultimatum an Belgrad, dem die serbische Regierung zwar weit, aber nicht vollständig entgegenkam. Österreich zögerte nicht, Serbien am 28. Juli den Krieg zu erklären, was wiederum am 30. Juli die Gesamtmobilmachung Rußlands, der Schutzmacht Serbiens, auslöste. Daraufhin erfolgte umgehend die Kriegserklärung des Deutschen Reichs zunächst an Rußland (31. Juli), sodann an Frankreich, den Verbündeten Rußlands (3. August). Am 4. August, nachdem Deutschland durch seinen militärischen Einmarsch die Neutralität Bel-

giens verletzt hatte, trat Großbritannien mit der Kriegserklärung an Deutschland an der Seite Frankreichs und Rußlands in den Krieg ein. Zwei Tage später schloß sich Österreich-Ungarn der deutschen Kriegserklärung an Rußland an. »Der Topos vom ›unvermeidlichen Krieg‹ hatte schließlich objektiv erzeugt, was er subjektiv vorausgesagt hatte« (Neitzel 2002, 169). Die »Urkatastrophe« (George F. Kennan) des 20. Jh.s nahm ihren Lauf »Es sind schwere Zeiten«, schrieb Freud an Sándor Ferenczi (F/Fer II/1, 63).

In Österreich-Ungarn löste der Kriegsausbruch, ähnlich wie in Deutschland, in weiten Teilen der Bevölkerung, sogar bis in die Kreise der politischen Linken hinein, zunächst zustimmende Begeisterung aus. Endlich schien die Zeit des dekadenten Stillstands und entschlußlosen Abwartens vorbei. Manfred Scheuch spricht im Blick auf den patriotischen Kriegstaumel von einer »kollektiven Neurose« (Scheuch 2000, 35), obgleich es sich doch eher um eine kollektive Psychose gehandelt haben dürfte. Viele junge Männer meldeten sich als Freiwillige zur Armee, die Presse überschlug sich in antiserbisch-chauvinistischen Tönen (»Serbien muß sterben«), und angesehene Schriftsteller wie Rainer Maria Rilke und Hugo von Hofmannsthal liehen ihre Feder dem »Kriegsgott« und der österreichischen Propagandamaschine (Gay, 394). Auch Freud war anfänglich nicht frei von nationalistischen und bellizistischen Anwandlungen, zumindest in seinen privaten Äußerungen (vgl. Brunner 1995/2001, 161f.).

Je länger der Krieg freilich dauerte und je deutlicher wurde, daß die Mittelmächte nicht in der Lage waren, im Westen oder im Osten entscheidende militärische Siege zu erringen, desto angespannter wurde die Lage im Habsburgerreich. Nach dem Kriegseintritt Italiens auf Seiten der Entente (1915) sah sich die Monarchie gezwungen, eine weitere Front zu eröffnen, welche ihre militärischen und ökonomischen Kräfte vollends zu überdehnen drohte. Hinzu kamen die immensen Verluste im Feld, vor allem an der russischen Front: Bereits Ende 1914 hatte Österreich-Ungarn 200.000 Gefallene zu beklagen, ca. 250.000 Soldaten gerieten in russische Gefangenschaft. Die zunehmend schwierige Lage der Doppelmonarchie, die auch durch die militärischen Anstrengungen des Deutschen Reiches nicht kompensiert werden konnte, ermunterte die nationalistischen Kräfte mehr und mehr zu einer Politik der Opposition. Es schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein, bis Tschechen, Slowaken, Polen und die Balkanvölker sich vollständig vom Reich lösen würden.

Mit dem Tod des alten Kaisers im November 1916,

der das riesige Staatsgebilde in seiner Person bis dahin notdürftig zusammengehalten hatte, gewannen die zentrifugalen Bestrebungen erst recht die Oberhand. Schließlich signalisierte der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten an der Seite Frankreichs, Großbritanniens und Italiens im Frühjahr 1917, daß die Mittelmächte immer hoffnungsloser in die Defensive gerieten. Der deutsche Sieg über Rußland, der mit dem Diktatfrieden von Brest-Litowsk besiegelt wurde, kam zu spät, um die Situation insgesamt noch retten zu können. Schon der »Notwinter« 1917/18 in Wien, der die Bevölkerung einer harten Prüfung unterwarf, hatte gezeigt, daß die Energien Österreichs erschöpft waren. An der Heimatfront wurde die Lage immer unerfreulicher, Lebensmittel und Heizmaterial waren knapp – Freud sprach Anfang 1918 von einem »Kältetremor«, der ihn und seine Familie erfaßt habe (F/A, 253) –, dazu kamen die schlechten Nachrichten von den Fronten und von hohen Verlusten. Allen Durchhalteparolen zum Trotz war klar, daß Karl Kraus recht behalten sollte: Es waren zwar nicht *Die letzten Tage der Menschheit*, aber doch die letzten Tage der Habsburgermonarchie, die angebrochen waren.

Am 3. November 1918, nachdem die militärische Niederlage des Deutschen Reiches im Westen komplett war, unterzeichnete die letzte kaiserliche Regierung einen Waffenstillstand – der »böse Kriegstraum« (ebd., 266) war vorbei. Am 11. November, zwei Tage nach Ausrufung der Republik in Berlin und am selben Tag, an dem die Deutschen im Wald von Compiègne einen Waffenstillstand mit den Alliierten schlossen, trat die Regierung zurück, und Kaiser Karl I. verzichtete auf den Thron. »Ich weine übrigens weder *dem Österreich* noch *dem Deutschland* eine Träne nach«, schrieb Freud (F/E, 140), und: »Die Habsburger haben nichts als einen Dreckhaufen hinterlassen« (F/Fer II/2, 186f.). Am 12. November wurde die Republik Deutschösterreich ausgerufen. Durch Wien ging eine brutale Hunger- und Grippewelle, die Tausende von Menschen dahinraffte. Ein österreichischer Experte schätzte, daß im Winter 1918/19 die tägliche Energieaufnahme pro Person in Wien 746 Kalorien betrug (Gay, 429). Auf den Straßen der Hauptstadt kam es zu Unruhen und Auseinandersetzungen zwischen revolutionären und reaktionären Gruppen, und es dauerte Monate, bis sich die Verhältnisse wieder normalisierten.

Das kleine Österreich und das große Wien

Das nunmehr existierende neue republikanische Österreich umfaßte nur noch etwa ein Achtel des al-

ten Staatsgebiets. Die Großstadt Wien mit ihren knapp zwei Millionen Einwohnern war zu einer Art Wasserkopf geworden, der ein radikal geschrumpftes Hinterland mit nur fünf Millionen Menschen regierte. Polen war ein selbständiger Staat geworden, ebenso Ungarn und die Tschechoslowakei. Die südslawischen Provinzen fanden sich im neu gebildeten Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (ab 1929 Königreich Jugoslawien) wieder. Im Versailler Vertrag und im Friedensvertrag von Saint-Germain-en-Laye mußte der neue Kleinstaat sowohl auf das deutschsprachige Sudetenland als auch auf Südtirol verzichten, ebenso mußte er das Verbot hinnehmen, sich dem, gleichfalls geschwächten und territorial beschnittenen, Deutschen Reich anzuschließen.

Nach den ersten Parlamentswahlen im Februar 1919, die mit einem Sieg der beiden maßgeblichen Vorkriegsparteien, der Sozialdemokratie (69 Mandate) und der Christlich-Sozialen (63 Mandate), endeten – hinzukamen 24 Sitze für die Großdeutschen –, stand Österreich vor einem mühseligen Neubeginn. Die neue Nationalversammlung bestätigte die Staatsbildung und annulierte durch das sog. Habsburgergesetz die monarchischen Strukturen. Um revolutionären Umtrieben und Forderungen vorzubeugen – im benachbarten Ungarn war eine Räterepublik ausgerufen worden –, beschloß die Regierung weitgehende Sozialgesetze, so die Einführung des Achtstundentages und eine Regelung von Frauen- und Kinderarbeit. Andererseits sah sich Österreich gezwungen, hohe Reparationsleistungen zu erbringen, die den politischen und wirtschaftlichen Neubeginn erschwerten. Am 1. Oktober 1920 trat eine neue demokratische Verfassung in Kraft, die unmittelbar darauf folgenden Wahlen bescherten, bei Verlusten für die Sozialdemokraten, den bürgerlichen Parteien, voran den Christsozialen, einen komfortablen Sieg. Fortan stellten die Konservativen den Bundeskanzler, während die Sozialdemokraten dauerhaft in die Opposition verbannt wurden.

Aber Wien war nicht Österreich. Während bürgerliche Regierungen bis 1934 das Land lenkten, blieb Wien in diesen Jahren unangefochten eine sozialdemokratische Bastion. Nachdem die unmittelbare Not der ersten Nachkriegsjahre vorüber war, gelang es der linken Kommunalverwaltung, ehrgeizige soziale Projekte zu verwirklichen, die die Stadt für viele im In- und Ausland höchst attraktiv machte, z. B. für die europäischen Juden, die nach dem Ersten Weltkrieg nach Palästina einwanderten und für die das sozialdemokratische Wien eine Art Vorbild und gesellschaftliches Modell war (Segev 2000/2005, 279). Das »Rote Wien«, wie es in den 1920er Jahren hieß

(Scheuch 2000, 71ff.), förderte einen auch architektonisch anspruchsvollen sozialen Wohnungsbau, der vielen kleinen Arbeiter- und Angestelltenfamilien zugute kam, baute Schulen und führte eine Schulreform ein, die auch Kindern aus der Unterschicht den Zugang zu höheren Bildungseinrichtungen ermöglichte, und richtete insgesamt ein System umfassender Volksfürsorge und -wohlfahrt ein, das in vergleichbaren europäischen Großstädten seinesgleichen suchte. Wien, nach wie vor ein Zentrum der europäischen Kultur, wozu nicht zuletzt Freuds Psychoanalyse beitrug, die längst internationalen Ruf erworben hatte, erlebte in den 1920er Jahren einen Aufschwung des Liberalismus, der jenen der 1860er und 70er Jahre noch übertraf. Die Vermutung liegt nahe, daß Freud sich mit diesem politischen Milieu und Klima weitgehend identifizieren konnte, wofür einerseits die Tatsache spricht, daß er zu seinem 68. Geburtstag am 6. Mai 1924 von der sozialdemokratischen Stadtregierung zum »Bürger der Stadt Wien« ernannt wurde (vgl. F/Fer III/1, 217f.), zum andern der Umstand, daß er im Wahlkampf 1927 einen Aufruf zur Unterstützung der Sozialdemokratie unterschrieb (Scheuch 2000, 75). Auch eine Reihe von Mitarbeitern und Schülern Freuds sympathisierte mehr oder minder offen mit der Linken.

Aber Österreich war eben auch nicht Wien. Die im restlichen Land dominierende christlich-soziale Partei und die Deutschnationalen agiterten nicht nur voller Haß gegen die Sozialdemokratie, sondern auch gegen die Juden, vor allem gegen die neuen jüdischen Einwanderer, die vor den Pogromen in Polen, Rumänien und der Ukraine flohen (Gay, 502). Genauso wie vor dem Krieg blieb der Antisemitismus der österreichischen Mehrheitsgesellschaft eine akute Bedrohung, was Freud im Jahre 1926 gegenüber einem Interviewer zu der Feststellung veranlaßte: »Meine Sprache ist deutsch. Meine Kultur, meine Bildung sind deutsch. Ich betrachtete mich geistig als Deutschen, bis ich die Zunahme des antisemitischen Vorurteils in Deutschland und Deutschösterreich bemerkte. Seit dieser Zeit ziehe ich es vor, mich einen Juden zu nennen« (zit. nach ebd., 504). Natürlich galt die Freudsche Psychoanalyse in den Augen der meisten Konservativen und Katholiken als »jüdische Wissenschaft«.

Finis Austriae

Die Weltwirtschaftskrise stürzte auch das bis dahin halbwegs stabilisierte Österreich in ökonomische Turbulenzen. Parallel zu diesen Turbulenzen vollzog sich der politische Aufstieg faschistischer Massenbe-

wegungen und -parteien nach dem Vorbild Italiens, die ihre Anhänger vor allem aus der Mittelschicht und dem Kleinbürgertum, aber in gewissem Umfang auch aus der Arbeiterklasse rekrutierten (Hobsbawm 1994/1995, 158f.). Besonders die studentische Jugend war anfällig für die radikalen Parolen des Faschismus. Wie in Deutschland bildeten sich in Österreich bewaffnete Selbstschutzorganisationen – bei den Rechten die Heimwehren, bei den Linken der Republikanische Schutzbund –, die ihre politischen Gegensätze zunehmend auf der Straße austrugen. Auch in Österreich etablierte sich eine immer selbstbewußter und aggressiver auftretende nationalsozialistische Bewegung mit offen antisemitischer Stoßrichtung. Die seit Mai 1932 mit Notverordnungen regierende Dollfuß-Administration verbot zwar die NSDAP, konnte aber nicht verhindern, daß sie ihre Tätigkeit illegal fortsetzte. Der Aufstand des der Sozialdemokratie nahestehenden Republikanischen Schutzbundes vor allem in Wien, der blutig niedergeschlagen wurde, führte im Februar 1934 zum Verbot der SPÖ, wenig später, im Mai, wurde durch eine neue Verfassung die Abkehr von demokratisch-rechtsstaatlichen Prinzipien auch förmlich vollzogen. Fortan agierte als einzige zugelassene politische Partei die Vaterländische Front, die von den Verbänden der Heimwehr und einem autoritärem Katholizismus geprägt war – ein »semifaschistisches Regime« (ebd., 188). Als am 25. Juli 1934 bei einem nationalsozialistischen Putschversuch Bundeskanzler Dollfuß ermordet wurde, mußte sich Hitler davon offiziell distanzieren, weil sein späterer Verbündeter Mussolini Österreichs Unabhängigkeit garantierte und Truppen am Brenner aufmarschierten ließ.

Gleichwohl nahm der Druck Nazideutschlands auf das kleine Nachbarland in den folgenden Jahren ständig zu, erst recht, als sich Hitler und Mussolini nach dem italienischen Abessinienabenteuer näherten. Dollfuß' Nachfolger Kurt von Schuschnigg sah sich 1936 genötigt, seine Außenpolitik an Deutschland zu orientieren, wofür er als Gegenleistung die Zusicherung der staatlichen Integrität Österreichs erhielt. All das aber half wenig, denn der nationalsozialistische Druck und die Unterwandlung des Regierungsapparats gewannen immer größere Ausmaße. Im Februar 1938 mußte die Regierung Schuschnigg schließlich die Ernennung des Nationalsozialisten Arthur Seyß-Inquart zum Innenminister hinnehmen, womit das »trojanische Pferd« (Peter Gay) bereits *intra muros* stand und den »Anschluß« unmittelbar vorbereitete. Nachdem Schuschnigg die geplante Volksabstimmung über den Erhalt der österreichischen Unabhängigkeit auf deutsche

Pressionen hin fallengelassen hatte und am 11. März 1938 zurückgetreten war – »Finis Austriae«, notierte Freud am selben Tag (Freud 1992/1996, 62) –, marschierten am 12. März deutsche Truppen in Österreich und Wien ein: »Anschluß an Deutschland« (ebd.). Als der deutsche Diktator zwei Tage später in Wien einzog und auf dem Heldenplatz vor der Hofburg die »größte Vollzugsmeldung« seines Lebens erstattete, jubelte ihm eine riesige Menschenmenge zu. Wien war nicht mehr liberal und rot (das war es schon in den 1930er Jahren nicht mehr), sondern braun. Der Antisemitismus hatte gesiegt, und für die Wiener und österreichischen Juden begann eine Leidenszeit, die schlimmer war als alles, was sie in den 1880er und 90er Jahren erlebt hatten. Was der Journalist Hugo Bettauer im Jahre 1922 in seinem satirisch-utopischen Roman als Menetekel an die Wand geschrieben hatte (Bettauer 1922/1996), schickte sich jetzt an, Wirklichkeit zu werden: Wien wurde *Die Stadt ohne Juden*.

Literatur

Arendt, Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. München 1993 (engl. 1951).

Beller, Steven: *Wien und die Juden 1867–1938*. Wien 1993 (engl. 1989).

Bergmann, Werner: *Geschichte des Antisemitismus*. München 2002.

Bettauer, Hugo: *Die Stadt ohne Juden. Ein Roman von übermorgen* [1922]. Hamburg/Bremen 1996.

Brunner, José: *Psyche und Macht. Freud politisch lesen*. Stuttgart 2001 (engl. 1995).

Charle, Christophe: *Vordenker der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert*. Frankfurt a.M. 1997.

Craig, Gordon A.: *Geschichte Europas im 19. Jahrhundert*. München 1981 (engl. 1974).

–: *Deutsche Geschichte 1866–1945*. München 1983 (engl. 1978).

Eissler, Kurt R.: *Sigmund Freud und die Wiener Universität*. Bern 1966.

Freud, Sigmund: *Tagebuch 1929–1939. Kürzeste Chronik*. Hg. von Michael Molnar. Basel/Frankfurt a.M. 1996 (engl. 1992).

Hamann, Brigitte: *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators* [1996]. München 2004.

Herzl, Theodor: *Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage* [1896]. Hg. von Ernst Piper. Berlin/Wien 2004.

Hobsbawm, Eric J.: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München/Wien 1995 (engl. 1994).

Janik, Allan/Stephen Toulmin: *Wittgensteins Wien*. Wien 1998 (engl. 1972).

Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Hamburg 1952.

Neitzel, Sönke: *Kriegsausbruch. Deutschlands Weg in die Katastrophe 1900–1914*. Zürich 2002.

Scheuch, Manfred: *Österreich im 20. Jahrhundert. Von der Monarchie zur Zweiten Republik*. Wien/München 2000.

Schorste, Carl E.: *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle*. Frankfurt a. M. 1982 (engl. 1980).

Segev, Tom: *Es war einmal ein Palästina. Juden und Araber vor der Staatsgründung Israels*. München 2005 (engl. 2000).

Timms, Edward (Hg.): *Freud und das Kindweib. Die Erinnerungen von Fritz Wittels*. Wien 1996 (engl. 1995).

Wassermann, Jakob: *Mein Weg als Deutscher und Jude* [1921]. Frankfurt a.M. 2005.

Winkler, Heinrich August: *Der lange Weg nach Westen*. Bd. 1. München 2000.

Hans-Martin Lohmann

1.2 Philosophischer Kontext

Freud verstand sich seit der Studentenzeit als ›Naturforscher‹ oder ›Empiriker‹, und das bedeutete für ihn, daß er die wissenschaftliche Sphäre von den ›unreinen‹ Einflüssen der Philosophie frei halten wollte. Der Empirismus des 19. Jhs. lehnte jede metaphysische, da nicht auf Erfahrung gegründete Erkenntnis ab und wollte »endlich wieder die Sache der Aufklärung und des wissenschaftlichen Fortschritts« vertreten (Schnädelbach 1983, 102 u. 110). Dadurch trug er maßgeblich zur Trennung von Wissenschaft und Philosophie und insbesondere zur ›Emanzipation‹ der wissenschaftlichen Psychologie von der Philosophie bei.

Im Spätwerk spricht Freud davon, daß die Psychoanalyse der »wissenschaftlichen Weltanschauung« (GW XV, 171 ff.) zuzurechnen sei, da es für sie keine andere Quelle der Weltkenntnis als »die intellektuelle Bearbeitung überprüfter Beobachtungen« gebe. Kann man daher überhaupt von einer Philosophie Freuds sprechen? Er selbst hätte die Frage klar verneint, weil er der Philosophie neben der exakten Wissenschaft gar keinen Wahrheitsanspruch zubilligte. Die den Philosophen zugeschriebenen ›Intuitionen‹ und ›Spekulationen‹ erschienen ihm beinahe ebenso verdächtig wie die der Theologen. Aber ist er damit nicht einfach dem anti-metaphysischen Zeitgeist erlegen, der glaubte, die bisherige metaphysische Philosophie durch die Naturwissenschaften ersetzen zu können? Hat er nicht ein verkürztes und verzerrtes Bild der Philosophie entworfen, indem er sie mit spekulativem Denken und ›Systembildung‹ gleichsetzte? Und tendierte er damit nicht zu einer Idealisierung der Wissenschaft, als ob sie von gesellschaftlichen Bedingungen und ideologischen Wertungen frei sei und deshalb allein die Erkenntnis der ›Wahrheit‹ verbürgen könne? Nietzsche stand der Wissenschaft viel skeptischer gegenüber und stellte vehement in Frage, ob es eine »voraussetzunglose Wissenschaft« überhaupt geben könne. Seine Antwort war ein klares Nein: »Ein ›Glaube‹ muß immer erst da sein, damit aus ihm die Wissenschaft eine Richtung, einen Sinn,

eine Grenze, eine Methode, ein Recht auf Dasein gewinnt« (1887, 400).

Die folgenden Ausführungen stehen in Widerspruch zu Freuds Selbstverständnis. Wie zu zeigen sein wird, hat er sich in allen Phasen seiner Denkentwicklung und auch seiner psychoanalytischen Theoriebildung im Rahmen von Problemstellungen der »eigentlichen Philosophie« bewegt, auch wenn er behauptete, eine Annäherung an sie »sorgfältig vermieden« zu haben (GW XIV, 86).

Materialismus, Naturalismus und Empirismus

Als Abiturient hatte Freud in einer populären Vorlesung das – irrtümlich Goethe zugeschriebene – Aufsatz-Fragment »Die Natur« gehört und war durch diesen naturphilosophischen Text so ergriffen, daß er sich für das Studium der Medizin entschied (GW II/ III, 443; GW XIV, 34). Dieser Hymnus beginnt mit einer Anrufung an die Natur, in die wir Menschen hineingestellt sind, von ihr »umgeben und umschlungen«, und endet mit einem Abgesang, in dem uns nahegelegt wird, uns der Führung der Natur vertrauensvoll zu überlassen. Wird die Natur als idealisierte Imago zum Ersatz des früher sehnsgütig verehrten Gottesbildes, so kann sich der Naturforscher in seiner Hingabe an die Natur wie der »Apostel eines weltlichen Evangeliums« (Carus) fühlen (Hemecker 1991, 75 ff.).

Wie viele Naturforscher in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. vollzog Freud aber schon in den ersten Jahren seines Medizinstudiums (1873–81) den Übergang von einem pantheistisch-naturphilosophischen zu einem positivistisch-naturwissenschaftlichen Weltbild. Seine naturwissenschaftlichen Studien an der Wiener Universität waren vom Materialismus, Naturalismus und Empirismus bestimmt und implizierten damit eine ›philosophische‹ Grundorientierung. Dabei spielten vier Strömungen, die untereinander verbunden waren, eine herausragende Rolle: der Evolutionismus, der Biophysikalismus, der Englische Empirismus und der anthropologische Materialismus (vgl. Gödde 1991, 78 ff.).

Die Evolutionstheorie hat den traditionellen Glauben an einen Schöpfergott, der das Leben und seine Arten konstant und unveränderlich geschaffen habe, ad absurdum geführt und damit das Menschenbild revolutioniert. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Darwins Pionierarbeit *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl* 1859 und sein Werk über die *Abstammung des Menschen* erst 1871 erschienen waren. Ernst Haeckel baute die neuen Erkenntnisse

Darwins dann zu einem ideologisch-weltanschaulichen Evolutionismus aus. Kein Wunder, daß Darwin und Haeckel in einem Jugendbrief Freuds von 1875 als »unsere modernsten Heiligen« bezeichnet werden (S, 111). Wie er Jahrzehnte später in seiner »Selbstdarstellung« erklärte, habe ihn in seiner Jugend die damals aktuelle Lehre Darwins mächtig angezogen, weil »sie eine außerordentliche Förderung des Weltverständnisses versprach« (GW XIV, 34). Der Evolutionismus hat später auch die psychoanalytische Anthropologie und Theoriebildung grundlegend beeinflußt. Zu den drei großen Kränkungen der Menschheit rechnete Freud die Darwinsche Abstammungslehre, da sie »die vom Hochmut geschaffene Scheidewand zwischen Mensch und Tier« niedrigerissen habe (GW XIV, 109).

Der Biophysikalismus entsprang der Reaktion auf die romantische Naturphilosophie und hatte zum Ziel, die Medizin von jeder Art von Vitalismus und Finalismus zu befreien. Im Zentrum der biophysikalischen Bewegung stand die Physiologie, die von Helmholtz, Du Bois-Reymond, Carl Ludwig und Freuds Lehrer Ernst Brücke repräsentiert wurde. Ihr ging es um den konsequenten Nachweis, daß »im Organismus keine anderen Kräfte wirksam sind, als die gemeinen physikalisch-chemischen; daß, wo diese bislang nicht zur Erklärung ausreichen, mittels der physikalisch-mathematischen Methode entweder nach ihrer Art und Weise der Wirksamkeit im konkreten Falle gesucht werden muß, oder daß neue Kräfte angenommen werden müssen, welche, von gleicher Dignität mit den physikalisch-chemischen, der Materie inhärent, stets auf nur abstoßende oder anziehende Componenten zurückzuführen sind« (zit. n. Bernfeld/Cassirer Bernfeld 1981, 62f.). Mit dieser dezidiert antivitalistischen Einstellung trug der Biophysikalismus maßgeblich zur Entthronung der spekulativen Naturphilosophie bei. Die neuen Leitgedanken wie »Einheit der Wissenschaften«, »Naturwissenschaft«, »physikalische Kräfte« waren nicht nur »Hypothesen für wissenschaftliche Arbeiten; sie wurden zu so etwas wie Kultgegenständen. Es ging nicht nur um Forschungsmethoden, sondern um Weltanschauung« (Bernfeld/Cassirer Bernfeld 1981, 69). Der Biophysikalismus wurde in den 1870er Jahren ähnlich missionarisch vertreten wie der Evolutionismus. Auch Freud, der fünf Jahre lang am physiologischen Labor Brückes forschte, gehörte zu seinen überzeugten Anhängern.

Der Englische Empirismus, dessen erkenntnis-theoretisches Fundament Francis Bacon, John Locke und David Hume gelegt hatten, wurde im 19. Jh. von John Stuart Mill und Herbert Spencer weiter entwic-

kelt. Erfahrung, Beobachtung und Experiment galten ihm als die wichtigsten Erkenntnismittel zur Erforschung der Natur. Streng genommen ist er nur ein Erkenntnisprinzip, als solches aber mit dem Materialismus eng verbunden, da mittels der empirischen Methodik der Forschungsgegenstand auf das sinnlich wahrnehmbare und feststellbare Sein und Geschehen beschränkt wird. Den Zugang zu Mill fand Freud durch eine Lehrveranstaltung bei Franz Brentano und die Übersetzung einiger Essays von Mill, die von dem Wiener Gräzisten Theodor Gomperz vermittelt worden war. Mills Denken stand »in klarem Gegensatz zu den metaphysischen Systemen, die man damals vorzugsweise ›Philosophie‹ nannte«, und »eher dem empirisch-physikalistischen Geist des Brückeschen Instituts nahe« (Bernfeld/Cassirer Bernfeld 1981, 142f.). Mill, Gomperz und Brentano vertraten eine empiristische und liberalistische Geisteshaltung, die für Freuds geistige Orientierung zeitlebens eine wichtige Unterströmung bildete.

Der anthropologische Materialismus von Ludwig Feuerbach, in der er von den Bedingungen der realen sinnlichen Existenz des Menschen – Glückseligkeitsverlangen, Leiblichkeit, Schmerz und Tod – ausging, war ein Gegenentwurf zur Theologie und zur idealistischen Philosophie. Er nahm den Standpunkt des Menschen (statt den Gottes) und den der Endlichkeit (statt den des Absoluten) ein. Dementsprechend stellte er die Anschauung als das »Prinzip des Lebens« dem Denken gegenüber, räumte der Natur den eindeutigen Primat vor dem Geistigen ein und suchte von dieser Basis aus das Wesen des Menschen auf naturwissenschaftlich-materialistische Weise zu erfassen. Freud wurde bereits als junger Student in den Bann der materialistischen Anthropologie und Religionskritik von Feuerbach und David Friedrich Strauß gezogen (F/B, 203f.).

Die beschriebenen Positionen scheint der junge Freud unter dem Einfluß seines Philosophielehrers Franz Brentano, bei dem er vier Semester lang – vom Wintersemester 1874 bis zum Sommersemester 1876 – Vorlesungen und Seminare besuchte, etwas relativiert zu haben. Brentano war 1874 auf einen theologischen Lehrstuhl in Wien berufen worden. In seiner Antrittsvorlesung ließ er keinen Zweifel daran aufkommen, daß es »auch in philosophischen Dingen keine andere Lehrmeisterin geben kann als die Erfahrung und [...] daß der Philosoph wie jeder andere Forscher nur Schritt für Schritt erobernd auf seinem Gebiete vordringen kann« (zit. nach Fischer 1995, 3). Wie der traditionellen Metaphysik stand er aber auch dem Materialismus ablehnend gegenüber und war dezidierter Theist. Er hielt an der Lehre von